

*Im Droemer Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits folgende Bücher der Autorin erschienen:*

Ein Ort für die Ewigkeit  
Die Erfinder des Todes  
Das Moor des Vergessens

*Tony-Hill-/Carol-Jordan-Reihe:*

Das Lied der Sirenen  
Schlussblende  
Ein kalter Strom  
Tödliche Worte  
Schleichendes Gift  
Vatermord  
Vergeltung  
Eiszeit  
Schwarzes Netz  
Rachgier

*Karen-Pirie-Reihe:*

Echo einer Winternacht  
Nacht unter Tag  
Der lange Atem der Vergangenheit  
Der Sinn des Todes  
Das Grab im Moor

*Über die Autorin:*

Die 1955 im schottischen Kirkcaldy geborene Val McDermid verlangt ihren Lesern einiges ab. Ihre Erzählungen sind in jeder Hinsicht komplex, ihre Kriminalfälle in allen Dimensionen spannend, authentisch und nachvollziehbar. Das An-den-Haaren-Herbeziehen von Ermittlungszusammenhängen oder das flache Anlegen von Figuren überlässt sie dem Mittelfeld gewöhnlicher Spannungsauteuren. Das gilt auch für ihre eindringliche Sprache. McDermid puzzelt mit den zersplitterten Seelen gebrochener Menschen und spart nicht mit knallharten Details. Ehrensache: Ihre Fälle recherchiert die Vollblutjournalistin haarklein; vielschichtige Informationen sind ein Must in ihren Büchern. Die Erzählstränge verwebt sie fein wie den Musterteppich eines Shepherd's plaid für einen schottischen Kilt. Belohnt werden ihre Fans mit einzigartigen, atmosphärischen Geschichten von der dunklen Seite der Menschheit.

VAL  
McDERMID

# Nacht unter Tag

Ein Fall für Karen Pirie

Aus dem Englischen von  
Doris Styron

DROEMER

Die englische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel  
»A Darker Domain« bei HarperCollins, London.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.  
Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Neuausgabe September 2020

Droemer Taschenbuch

© 2008 Val McDermid

© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kirsten Reimers

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Andrew Bret Wallis/gettyimages

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30797-7

Dieses Buch ist dem Andenken an Meg und Tom McCall gewidmet, meinen Großeltern mütterlicherseits. Sie schenkten mir Liebe, lehrten mich vieles über das Leben in einer Gemeinschaft und vergaßen nie, wie es war, vor einer Suppenküche anstehen zu müssen, um ihre Kinder ernähren zu können. Ihnen habe ich es zu verdanken, dass ich mit der Liebe zum Meer, zum Wald und dem Werk von Agatha Christie aufwuchs. Keine kleine Dankesschuld.



*Mittwoch, 23. Januar 1985,  
Newton of Wemyss*

Die Stimme ist dumpf wie die Dunkelheit, die sie umfängt. »Bist du bereit?«

»So bereit, wie ich nur sein kann.«

»Du hast ihr gesagt, was sie tun soll?« Die Worte überschlagen sich, kommen hastend in einer einzigen Kette von Lauten.

»Mach dir keine Gedanken. Sie weiß genau Bescheid. Sie macht sich keine Illusionen darüber, wer die Konsequenzen tragen wird, wenn es schiefgeht.« Harte Worte in strengem Tonfall. »Ihretwegen mach ich mir keine Sorgen.«

»Was soll das heißen?«

»Nichts. Es bedeutet nichts, klar? Wir haben keine Wahl. Hier nicht. Jetzt nicht. Wir tun nur, was getan werden muss.« Die Worte klingen hohl und draufgängerisch. Man kann nur vermuten, was sich dahinter verbirgt. »Komm, bringen wir's hinter uns.«

Und so fängt es an.

Die junge Frau schritt durch den Empfangsbereich, und das rhythmische Klacken ihrer niedrigen Absätze auf dem Kunststoffboden wurde vom Geräusch der vielen anderen vorbeieilenden Füße übertönt. Sie sah aus wie jemand, der eine wichtige Mission hat, dachte der Beamte in Zivil, als sie auf seinen Schreibtisch zukam. Aber eigentlich war das ja bei den meisten so. Die ganzen Poster an den Wänden, auf denen Hinweise zur Verbrechensverhütung und allerlei weitere Informationen standen, erreichten diese Leute nie, wenn sie in wilder Entschlossenheit auf ihn zuschritten.

Sie steuerte ihn mit fest aufeinandergepressten Lippen an. Sieht nicht schlecht aus, dachte er. Aber wie bei vielen der Frauen, die sich hier einfanden, war ihr Äußeres auch nicht gerade spitzenmäßig. Ein bisschen mehr Make-up wäre angebracht gewesen, um ihre leuchtend blauen Augen stärker zu betonen; und auch etwas Kleidsameres als Jeans und ein Kapuzenpullover. Dave Cruickshank setzte sein gewohntes professionelles Lächeln auf. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte er.

Die Frau schob den Kopf leicht zurück, als wolle sie sich verteidigen. »Ich möchte jemanden als vermisst melden.« Dave versuchte, sich seine Müdigkeit und Gereiztheit nicht anmerken zu lassen. Wenn nicht bitterböse Nachbarn, dann waren es sogenannte Vermisste. Die Frau war für ein verschwundenes Kleinkind zu gelassen und für einen wegelaufenen Teenager zu jung. Bestimmt ging es um einen Streit mit ihrem Freund. Oder um einen senilen Opa, der ausge-

brochen war. Also eine verflixte Zeitverschwendung – wie üblich. Er zog einen Block mit Formularen über den Schalterschrank zu sich heran, bis er akkurat und gerade vor ihm lag, und griff nach einem Füller. Aber er nahm dessen Kappe noch nicht ab. Es gab eine Schlüsselfrage, die beantwortet werden musste, bevor er Einzelheiten notieren würde.

»Und wie lange ist diese Person schon verschwunden?«

»Zweiundzwanzig Jahre und sechs Monate. Genau genommen seit Freitag, dem vierzehnten Dezember 1984.« Sie streckte das Kinn vor, und Entrüstung verdüsterte ihre Gesichtszüge.

»Ist das lang genug, um es ernst nehmen zu können?«

Detective Sergeant Phil Parhatka sah sich den Videobeitrag auf seinem Computermonitor zu Ende an, dann schloss er das Fenster.

»Ich sag dir«, begann er, »wenn es überhaupt jemals eine günstige Zeit gegeben hat, um an ungelösten Fällen zu arbeiten, dann jetzt.«

Detective Inspector Karen Pirie hob den Blick kaum von der Akte, die sie gerade auf den neuesten Stand brachte.

»Wieso?«

»Ist doch klar. Wir sind mitten im Krieg gegen den Terrorismus. Und ich habe mir gerade angesehen, wie mein Abgeordneter aus unserem Wahlkreis mit seiner Frau in die Downing Street 10 eingezogen ist.« Er sprang auf und ging zu dem kleinen Kühlschrank hinüber, der auf einem Akten-schrank stand.

»Womit würdest du dich lieber beschäftigen? Alte ungelöste Fälle aufklären und dafür eine gute Presse bekommen oder Islamisten daran hindern, mitten in deinem Revier eine Bombe zu legen?«

»Du meinst, weil Gordon Brown jetzt Premierminister ist, wird Fife zur Zielscheibe werden?« Karen legte den Zeige-

finger auf die Stelle in der Akte, wo sie stehengeblieben war, und hörte Phil nun aufmerksam zu. Es dämmerte ihr, dass sie sich zu lange mit der Vergangenheit beschäftigt hatte, um die gegenwärtigen Eventualitäten beurteilen zu können. »Als Tony Blair an der Macht war, haben sie sich doch auch nie um seinen Wahlkreis gekümmert.«

»Das stimmt allerdings.« Phil schaute in den Kühlschrank und schwankte zwischen einem Irn Bru und einem Vimto. Vierunddreißig Jahre war er alt und konnte sich immer noch nicht die Getränke abgewöhnen, die in seiner Kindheit das Größte gewesen waren. »Aber diese Typen nennen sich islamische Kämpfer, und Gordon ist ein Pfarrerssohn. Ich möchte ungern in den Schuhen des Polizeipräsidenten stecken, wenn sie sich vornehmen, ein Exempel zu statuieren, und die alte Kirche seines Vaters in die Luft sprengen.« Er entschied sich für das Vimto. Karen schüttelte sich.

»Ich verstehe nicht, wie du das Zeug trinken kannst«, sagte sie. »Hast du noch nie bemerkt, dass es praktisch ein Brechmittel ist?«

Phil nahm auf dem Weg zu seinem Schreibtisch einen großen Schluck. »Lässt Haare auf der Brust wachsen«, erwiderete er.

»Dann nimm doch gleich zwei Dosen.« Karen klang gereizt und etwas neidisch. Phil schien sich von zuckersüßen Getränken und gesättigten Fettsäuren zu ernähren, war aber trotzdem noch genauso schlank und drahtig wie damals, in ihrer gemeinsamen Zeit als Anfänger. Sie dagegen brauchte eine normale Cola nur anzusehen, um zu spüren, wie sie ein paar Zentimeter zulegte. Es war wirklich ungerecht.

Phil kniff seine dunklen Augen zusammen und verzog die Lippen zu einem spöttischen, aber gutmütigen Lächeln.

»Wie auch immer. Der Silberstreif am Horizont ist, dass es

dem Chef gelingen könnte, mehr Geld von der Regierung loszueisen, wenn er sie überzeugen kann, dass die Bedrohung sich verstärkt hat.«

Karen schüttelte den Kopf, jetzt hatte sie festen Boden unter den Füßen. »Meinst du etwa, dass Gordons berühmter moralischer Leitstern ihm erlauben würde, auf etwas zusteuerne, das so sehr nach Eigennutz aussieht?«

Noch im Sprechen griff sie nach dem Telefon, das gerade zu läuten begann. Es gab in dem großen Büro des Teams für ungelöste Fälle durchaus Kollegen, die rangniedriger waren, aber Karen hielt auch nach ihrer Beförderung an ihren alten Gewohnheiten fest und ging weiterhin ran, sobald ein Telefon in ihrer Nähe klingelte. »Detective Inspector Pirie am Apparat«, meldete sie sich zerstreut, denn sie war in Gedanken noch bei dem, was Phil gesagt hatte, und fragte sich, ob er sich wohl insgeheim danach sehnte, mehr in die aufregendere praktische Polizeiarbeit eingebunden zu sein.

»Dave Cruickshank am Empfang, Inspector. Hier ist eine Frau, die, glaub ich, mit Ihnen sprechen müsste.« Cruickshank klang unsicher, was so ungewöhnlich war, dass Karen aufmerksam wurde.

»Worum geht es?«

»Eine vermisste Person«, sagte er.

»Einer von unseren Fällen?«

»Nein, sie möchte jemanden als vermisst melden.«

Karen unterdrückte einen gereizten Seufzer. Cruickshank sollte doch inzwischen wirklich Bescheid wissen. Er saß schon lange genug am Empfang. »Da muss sie mit der Kripo reden, Dave.«

»Ja, schon. Normalerweise wäre das meine erste Anlaufstelle. Aber wissen Sie, die Sache ist etwas ungewöhnlich.

Und deshalb dachte ich, es wäre besser, zuerst mit Ihnen darüber zu sprechen.«

*Komm zur Sache.* »Wir haben es mit ungelösten Fällen zu tun. Wir leiern keine neuen Nachforschungen an.« Karen sah mit rollenden Augen zu Phil hinüber, der über ihren offensichtlichen Ärger grinste.

»Dies ist nicht gerade eine neue Sache, Inspector. Der Mann ist vor zweiundzwanzig Jahren verschwunden.«

Karen richtete sich auf ihrem Stuhl auf. »Vor zweiundzwanzig Jahren? Und man kommt jetzt endlich dazu, es zu melden?«

»Stimmt. Ist das nun ein alter ungelöster Fall oder was anderes?«

Karen wusste, dass Cruickshank die Frau genau genommen an die Kripo verweisen müsste. Aber sie hatte schon immer eine Schwäche für alles gehabt, was bei anderen nur ein belustigtes, ungläubiges Kopfschütteln hervorrief. Kühne Hypothesen brachten sie erst so richtig in Schwung. Diesem Impuls folgend, war sie in drei Jahren zweimal befördert worden, war an Kollegen im gleichen Dienstalter vorbeigezogen und hatte andere nervös gemacht. »Schicken Sie sie rauf, Dave. Ich spreche mal mit ihr.«

Sie legte auf und schob sich vom Schreibtisch zurück. »Warum man wohl mit einer Vermisstenmeldung zweiundzwanzig Jahre wartet?«, fragte sie mehr sich selbst als Phil, während sie auf ihrem Schreibtisch nach einem neuen Notizbuch und einem Stift suchte.

Phil schob die Lippen vor wie einer jener teuren Karpfen. »Vielleicht war sie im Ausland. Vielleicht ist sie gerade zurückgekommen und hat herausgefunden, dass diese Person nicht da ist, wo sie sie erwartet hatte.«

»Und vielleicht braucht sie uns, damit der Betroffene für

tot erklärt werden kann. Geld, Phil. Darauf läuft es doch gewöhnlich hinaus.« Karen lächelte ironisch. Ihr Lächeln schien nachzuwirken, wie bei der Grinsekatz aus *Alice im Wunderland*. Geschäftig verließ sie das Büro und ging zu den Aufzügen hinüber.

Ihr geübtes Auge studierte und stufte die Frau ein, die ohne das geringste Anzeichen von Schüchternheit aus dem Aufzug stieg. Jeans und ein Kapuzenpullover von Gap, der sportlich wirken sollte. Schnitt und Farben ihres Outfits waren hochmodern. Die Lederschuhe waren sauber, ohne Kratzer und passten im Farbton zu ihrer Handtasche, die von der Schulter auf die Hüfte herabging. Ihr mittelbraunes Haar war gut geschnitten, der lange Bob begann nur an den Rändern ein wenig herauszuwachsen. Also wohl keine Arbeitslose. Wahrscheinlich auch keine Frau aus einer Sozial-siedlung. Sondern eine nette Frau der Mittelklasse, die etwas auf dem Herzen hatte. Mitte bis Ende zwanzig, blaue Augen mit einem hellen, topasfarbenen Glanz. Kaum eine Spur Make-up. Entweder versuchte sie es gar nicht, oder sie war schon verheiratet. Die Haut um ihre Augen wirkte leicht angespannt, als sie Karens musternden Blick bemerkte.

»Ich bin Detective Inspector Pirie«, stellte diese sich vor und ließ es damit erst gar nicht zu einer Pattsituation zwischen zwei Frauen kommen, die einander abschätzten. »Karen Pirie.« Sie fragte sich, was die andere Frau wohl von ihr hielt – von einer kleinen, dicken Frau, die in einem zu engen Marks-und-Spencer-Kostüm steckte, mit mittelbraunem Haar, dem ein Besuch beim Friseur nicht geschadet hätte. Sie wäre vielleicht hübsch, wenn die Konturen ihrer Knochen unter der Fülle sichtbar wären. Wenn Karen sich gegenüber ihren Freundinnen so beschrieb, lachten die

und sagten, sie sehe doch toll aus und leide nur unter man gelndem Selbstwertgefühl. Aber das glaubte sie nicht. Sie hatte eine recht gute Meinung von sich. Wenn sie jedoch in den Spiegel schaute, ließ sich das, was sie sah, nicht abstrei- ten. Aber schöne Augen hatte sie. Blau mit kleinen braunen Pünktchen. Ungewöhnlich.

Die Frau schien beruhigt – entweder durch das, was sie sah, oder das, was sie hörte. »Gott sei Dank«, meinte sie. Der Akzent von Fife war deutlich, obwohl er sich entweder durch Bildung oder längere Abwesenheit etwas abgeschlif- fen hatte.

»Wie bitte?«

Die Frau lächelte und zeigte ihre kleinen, regelmäßigen Zähne, wie das Milchgebiss eines Kindes. »Das heißtt, dass Sie mich ernst nehmen. Mich nicht mit irgendeiner jungen Kollegin abspeisen, die sonst den Tee kocht.«

»Ich lasse meine jungen Kollegen ihre Zeit nicht damit ver- schwenden, Tee zu kochen«, erwiderte Karen trocken. »Ich war nur zufällig diejenige, die den Anruf angenommen hat.« Sie wandte sich halb zum Gehen, schaute dann zu- rück und sagte: »Kommen Sie bitte mit?«

Karen führte die Frau einen Seitenkorridor entlang zu ei- nem kleinen Zimmer. Ein hohes Fenster ging auf den Park- platz und auf den Golfplatz hinaus mit seinem gleichmäßig künstlichen Grün in der Ferne. Vier mit dem grauen Tweed der Ämter bezogene Polsterstühle standen um einen runden Tisch, dessen helles Kirschbaumholz zwar poliert war, aber nur stumpf glänzte. Der einzige Hinweis auf den Zweck dieses Raums ergab sich aus der Reihe gerahmter Fotos an der Wand, alles Bilder von Polizisten im Einsatz. Jedes Mal, wenn sie das Zimmer nutzte, fragte sich Karen, warum die oberen Etagen nur Bilder ausgewählt hatten, die in

den Medien meistens dann veröffentlicht wurden, wenn etwas sehr Schlimmes passiert war.

Die Frau sah sich unsicher um, während Karen einen Stuhl herauszog und ihr ein Zeichen machte, Platz zu nehmen.  
»Im Fernsehen ist das anders«, sagte sie.

»Nicht vieles im Polizeibezirk von Fife ist wie im Fernsehen«, entgegnete Karen und setzte sich in einem Winkel von neunzig Grad, nicht der Frau direkt gegenüber. Eine weniger herausfordernde Position brachte bei einer Zeugenbefragung gewöhnlich mehr.

»Wo sind die Tonbandgeräte?« Die Frau ließ sich nieder, zog aber ihren Stuhl nicht näher an den Tisch heran und hielt ihre Tasche auf dem Schoß fest.

Karen lächelte. »Sie verwechseln eine Zeugenbefragung mit dem Verhör eines Verdächtigen. Sie sind ja hier, um eine Meldung zu machen, nicht um wegen eines Verbrechens befragt zu werden. Sie dürfen also auf einem bequemen Stuhl sitzen und aus dem Fenster schauen.« Sie schlug ihren Block auf. »Ich glaube, Sie wollten jemanden als vermisst melden?«

»Das stimmt. Sein Name ist ...«

»Einen Moment. Ich muss ein bisschen weiter vorn anfangen. Zunächst mal, wie heißen Sie?«

»Michelle Gibson. So heiße ich, seit ich verheiratet bin. Mein Mädchenname ist Prentice. Aber alle nennen mich Misha.«

»Gut, Misha. Ich brauche auch Ihre Adresse und Telefonnummer.«

Misha ratterte alle Angaben herunter. »Das ist die Adresse meiner Mutter. Ich mache das sozusagen in ihrem Auftrag, wissen Sie?«

Karen kannte den Namen des Dorfes, aber nicht den der

Straße. Es hatte sich aus einem der kleinen Weiler entwickelt, die der dortige Grundbesitzer für seine Bergleute zu einer Zeit gebaut hatte, als ihm die Arbeiter noch genauso gehörten wie die Gruben selbst. Und es wurde schließlich zu einer Schlafstadt für Fremde, die weder eine Verbindung zu dem Ort noch zu seiner Vergangenheit hatten. »Trotzdem brauche ich auch die Angaben zu Ihrer Person«, erklärte sie.

Misha runzelte leicht die Stirn, dann gab sie eine Adresse in Edinburgh an. Karen sagte die Anschrift nichts; obwohl sie nur dreißig Meilen von der Hauptstadt entfernt wohnte, waren ihre Kenntnisse der sozialen Gegebenheiten dort von provinzieller Unzulänglichkeit. »Und Sie möchten jemanden als vermisst melden«, fuhr sie fort.

Misha zog scharf die Luft ein und nickte. »Meinen Vater. Mick Prentice. Also eigentlich Michael, genau genommen.«

»Und wann ist Ihr Vater verschwunden?« Jetzt könnte es interessant werden, dachte Karen. Sollte es überhaupt jemals interessant werden.

»Wie ich dem Mann unten schon sagte, vor zweiundzwanzig Jahren und sechs Monaten. Am Freitag, dem vierzehnten Dezember 1984, haben wir ihn zum letzten Mal gesehen.« Misha Gibson zog die Augenbrauen zusammen und blickte störrisch und finster drein.

»Das ist eine ziemlich lange Zeit, um jemanden dann erst vermisst zu melden«, bemerkte Karen.

Misha seufzte und wandte den Kopf, um aus dem Fenster zu sehen. »Wir glaubten nicht, dass er verschwunden war. Nicht direkt.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen. Was meinen Sie mit ›nicht direkt‹?«

Misha drehte sich um und hielt Karens beharrlichem Blick stand. »Hört sich so an, als seien Sie aus der Gegend hier.« Karen fragte sich, worauf das hinauslaufen würde, und erwiderte: »Ich bin in Methil aufgewachsen.«

»Also, nichts für ungut, aber Sie sind alt genug, um sich zu erinnern, was 1984 los war.«

»Der Streik der Bergleute?«

Misha nickte. Ihr Kinn war weiterhin vorgeschoben, und sie starre sie trotzig an. »Ich bin in Newton of Wemyss aufgewachsen. Mein Vater war Bergmann. Vor dem Streik arbeitete er unten in der Lady Charlotte. Sie werden sich erinnern, was die Leute in dieser Gegend damals sagten: Niemand sei streitbarer als die Kumpel von Lady Charlotte. Trotzdem verschwand in einer Nacht im Dezember nach neun Monaten Streik ein halbes Dutzend von ihnen. Na ja, ich sage, sie verschwanden, aber alle kannten die Wahrheit. Nämlich dass sie nach Nottingham zu den Streikbrechern gingen.« Ihr Gesicht verzog sich krampfhaft, als kämpfte sie gegen einen körperlichen Schmerz an. »Bei fünf von ihnen war niemand allzu überrascht, dass sie den Streik unterliefen. Aber meine Mum erzählt, alle seien fassungslos gewesen, dass mein Dad sich ihnen anschloss. Sie selbst auch.« Sie sah Karen flehentlich an. »Ich war zu klein, um mich erinnern zu können. Aber alle sagen, er war durch und durch Gewerkschaftsmann. Der Letzte, von dem man erwartet hätte, dass er zum Streikbrecher werden könnte.« Sie schüttelte den Kopf. »Trotzdem, was sollte sie sonst denken?«

Karen verstand nur zu gut, was ein solcher Treuebruch für Misha und ihre Mutter bedeutet haben musste. In dem radikalen Kohlegebiet Fife gab es nur Sympathie für diejenigen, die durchhielten. Mick Prentice' Verhalten hatte seine

Familie bestimmt sofort zu Parias gemacht. »Es war für Ihre Mutter bestimmt nicht leicht«, sagte sie.

»In einer Hinsicht war es total einfach«, entgegnete Misha bitter. »Was meine Mutter betraf, war's das. Für sie war er tot. Sie wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Er schickte Geld, aber sie spendete es dem Unterstützungs-fonds für Notfälle. Später, als der Streik vorbei war, gab sie es dem Wohlfahrtsverband für Bergarbeiter. Ich bin in einem Haus aufgewachsen, in dem der Name meines Vaters nie erwähnt wurde.«

Karen spürte einen Kloß im Hals, ein Gefühl zwischen Anteilnahme und Mitleid. »Er hat sich nie gemeldet?«

»Nur sein Geld kam. Immer in gebrauchten Scheinen. Immer mit einem Nottinghamer Poststempel.«

»Misha, ich hoffe, es klingt nicht herzlos, aber für mich hört es sich nicht so an, als sei Ihr Vater verschollen.« Karen bemühte sich, ihre Stimme so sanft wie möglich klingen zu lassen.

»Das dachte ich auch nicht. Bis ich ihn suchen ging. Glauben Sie mir, Inspector. Er ist nicht dort, wo er sein sollte. Er war nie dort. Und es ist absolut nötig, ihn ausfindig zu machen.«

Die schiere Verzweiflung in Mishas Stimme überraschte Karen. Sie erschien ihr interessanter als Mick Prentice' Aufenthaltsort. »Wieso?«, fragte sie.

*Dienstag, 19. Juni 2007,  
Edinburgh*

Misha Gibson war nie auf die Idee gekommen, zu zählen, wie oft sie schon voller Empörung aus dem Kinderkrankenhaus getreten war, weil die Welt trotz des Geschehens in der Klinik einfach so weitermachte wie immer. Sie hatte nie daran gedacht, nachzuzählen, weil sie sich nie zu glauben erlaubte, es könnte das letzte Mal sein. Seit die Ärzte ihr den Grund für Lukes deformierte Daumen und die milchkaffeebraunen Flecken auf seinem schmalen Rücken erklärt hatten, verbiss sie sich in die Überzeugung, sie werde ihrem Sohn irgendwie helfen, dem Angriff auszuweichen, mit dem seine Gene sein Leben bedrohten. Jetzt aber sah es so aus, als werde diese Überzeugung einer vernichtenden Überprüfung unterzogen.

Misha stand einen Moment unentschlossen und ärgerlich über das sonnige Wetter da, denn sie wünschte sich einen Himmel, der so trüb war wie ihre Stimmung. Sie wollte noch nicht nach Haus. Am liebsten hätte sie geschrien und mit irgendetwas um sich geworfen, und eine leere Wohnung hätte sie nur in Versuchung gebracht, die Beherrschung völlig zu verlieren und genau das zu tun. John würde nicht da sein, um sie in den Arm zu nehmen oder zurückzuhalten. Er hatte gewusst, dass sie mit dem Arzt sprechen würde, und deshalb war natürlich bei der Arbeit eine unüberwindliche Schwierigkeit aufgetreten, die nur er lösen konnte.

Statt durch Marchmont zu ihrer Mietwohnung in dem Sandsteinbau zurückzukehren, überquerte Misha die belebte Straße zu den Meadows, der grünen Lunge der südlichen Stadtmitte, wo sie immer so gern mit Luke spazieren

gegangen war. Als sie einmal mit Google Earth auf ihre Straße hinuntergeschaut hatte, hatte sie sich auch den Park angesehen. Aus dem Weltraum sah er wie ein mit Bäumen umsäumter Rugbyball aus, der von den Wegen wie mit Riemchen zusammen gehalten wurde. Sie hatte bei dem Gedanken, dass sie und Luke auf der Oberfläche wie krabbelnde Ameisen aussahen, gelächelt. Heute gab es kein Lächeln mehr, das Misha hätte trösten können. Heute musste sie sich der Tatsache stellen, dass sie vielleicht nie wieder mit Luke hier spazieren gehen würde.

Sie schüttelte den Kopf und versuchte, die wehleidigen Gedanken zu vertreiben. Sie brauchte einen Kaffee, um sich zu sammeln und die Dinge im richtigen Rahmen zu sehen. Sie würde einen raschen Spaziergang durch den Park und zur Georg-IV.-Brücke hinunter machen, wo heutzutage hinter jedem Fenster eine Bar, ein Café oder ein Restaurant war. Zehn Minuten später saß Misha in einer Ecke mit einem tröstlichen Caffè Latte vor sich. Es war noch nicht das Ende, konnte nicht das Ende sein. Sie würde nicht zulassen, dass es das Ende war. Auf irgendeine Weise musste es für Luke noch eine Chance geben.

Als sie ihn zum ersten Mal in den Armen gehalten hatte, wusste sie sofort, dass etwas nicht stimmte. Obwohl sie von Medikamenten benommen und von den Wehen noch geschwächt war, hatte sie es gewusst. John hatte es gelegnet und dem niedrigen Geburtsgewicht ihres Sohnes sowie den kleinen stumpfartigen Daumen keine Beachtung geschenkt. Aber die Angst hatte Mishas Herz mit kalter Gewissheit umklammert. Luke war anders. Die einzige Frage war für sie, wie anders er war.

Als einigermaßen glücklichen Umstand konnten sie allein die Tatsache betrachten, dass sie in Edinburgh nur zehn Mi-

nuten zu Fuß vom Royal Hospital for Sick Children entfernt wohnten, einer Einrichtung, die in der Boulevardpresse regelmäßig unter den so beliebten Geschichten über »Wunder« erschien. Es dauerte nicht lange, bis die Fachärzte des Kinderkrankenhauses das Problem erkannt, aber auch erklärt hatten, dass es für sie keine Wunder geben würde.

Fanconi-Anämie. Wenn man es schnell aussprach, klang es wie ein italienischer Tenor oder eine Stadt auf den Hügeln der Toskana. Aber hinter der reizvollen Musikalität der Worte verbarg sich eine tödliche Botschaft. In der DNA von Lukes beiden Elternteilen gab es versteckte rezessive Gene, die sich verbunden, eine seltene Erkrankung ausgelöst und ihren Sohn zu einem kurzen Leben voller Schmerzen verdammt hatten. Irgendwann im Alter zwischen drei und zwölf Jahren würde er mit größter Wahrscheinlichkeit eine aplastische Anämie entwickeln, eine Rückbildung des Knochenmarks, die sein Todesurteil bedeutete, wenn kein geeigneter Spender gefunden werden konnte. Das schocklose Urteil lautete, dass Luke ohne eine erfolgreiche Knochenmarktransplantation nur im glücklichsten Fall älter als zwanzig Jahre werden würde.

Diese Auskunft erfüllte sie mit einer Mission. Bald erfuhr sie, dass für Luke als Einzelkind die beste Chance einer erfolgreichen Therapie in einer Knochenmarkspende von einem anderen Familienmitglied bestand. Die Ärzte nannten das eine Mismatch-Transplantation von verwandtem Material. Zuerst hatte dies Misha verwirrt. Sie hatte von Datenbanken für Knochenmarkspender gelesen und angenommen, dass die größte Hoffnung darin liege, dort einen perfekt passenden Spender zu finden. Aber der Arzt erklärte ihnen, das Knochenmark von einem Familienmitglied, auch wenn es nicht perfekt passe, sondern nur einige mit Luke

übereinstimmende Gene hätte, stelle ein niedrigeres Komplikationsrisiko dar als eine perfekt passende Spende von jemandem außerhalb der erweiterten Familie des Patienten. Seitdem war Misha die Genzusammensetzungen auf beiden Seiten der Familie durchgegangen, hatte Überredungskunst, emotionale Erpressung und sogar das Versprechen von Belohnungen für entfernte Cousins und ältere Tanten eingesetzt. Es hatte einige Zeit in Anspruch genommen, da es eine Einzelmission war. Denn John hatte sich hinter der Mauer seines unrealistischen Optimismus verschanzt. Es würde bald einen Durchbruch in der Stammzellenforschung geben. Ein Arzt würde irgendwo eine Therapie entdecken, die nicht von der Voraussetzung übereinstimmender Gene abhing. Ein perfekt passender Spender würde irgendwo in einer Datenbank auftauchen. John sammelte gute Geschichten mit glücklichem Ausgang. Er durchforstete das Internet nach Fällen, die bewiesen, dass die Ärzte unrecht hatten. Jede Woche förderte er neue medizinische Wunder und anscheinend unerklärliche Heilmethoden zutage. Und daraus schöpfte er seine Hoffnung. Er sah keinen Sinn in Mishas ständigen Bemühungen und war sicher, dass alles schon irgendwie gut werden würde. Seine Fähigkeit, die Augen vor der Realität zu verschließen, war kolossal.

Dafür hätte sie ihn am liebsten umgebracht.

Aber stattdessen ging sie die Zweige ihrer jeweiligen Stamm bäume auf der Suche nach dem perfekten Kandidaten weiter durch. Erst vor ungefähr einer Woche, wenige Tage vor dem schrecklichen Urteil, war sie in diese endgültige Sackgasse geraten. Es gab nur eine einzige Möglichkeit. Aber sie hatte gebetet, gerade diese nicht in Betracht ziehen zu müssen.

Bevor sie diesen Gedanken weiterverfolgen konnte, fiel ein Schatten auf sie. Sie blickte auf und machte sich darauf ge-

fassst, jedem energisch entgegenzutreten, der sie stören wollte. »John«, begrüßte sie ihn müde.

»Ich dachte doch, dass ich dich hier irgendwo finden würde. Dies ist das dritte Lokal, in dem ich es probiert habe«, sagte er, schob sich auf die Bank in der Nische und rutschte unbeholfen weiter, bis er im rechten Winkel und nah genug neben ihr saß, dass sie sich berühren konnten, wenn einer von ihnen das wollte.

»Ich hätte jetzt nicht in eine leere Wohnung gehen können.«

»Das kann ich verstehen. Was haben sie gesagt?« Sein markantes Gesicht verzog sich vor Angst. Nicht wegen des ärztlichen Urteils, dachte sie, denn er hielt seinen kostbaren Sohn immer noch für unbesiegbar. Sondern es war ihre Reaktion, die John Sorge machte.

In dem Wunsch nach Kontakt als auch nach Trost ergriff sie seine Hand. »Es wird Zeit. Ohne Transplantation höchstens sechs Monate.« Sie fand sogar selbst, dass ihre Stimme kalt klang. Aber Wärme konnte sie sich nicht leisten. Wärme würde ihren starren Gemütszustand lösen, und hier war nicht der rechte Ort für den Ausbruch von Kummer oder Liebe.

John umklammerte ihre Finger fest mit seiner Hand. »Vielleicht ist es noch nicht zu spät«, widersprach er. »Vielleicht werden sie ...«

»Bitte, John. Nicht jetzt.«

Seine Schultern im Jackett strafften sich, sein Körper spannte sich an, während er mit seiner abweichenden Meinung an sich hielt. »Also«, sagte er mit einem tiefen Atemzug, der mehr einem Seufzer glich. »Ich nehme an, du wirst nach dem Dreckskerl suchen?«

Karen kratzte sich mit ihrem Kuli am Kopf. *Warum bekomme ich all die guten Fälle?* »Warum haben Sie so lange nichts getan, um Ihren Vater zu finden?«

Sie bemerkte einen flüchtigen Ausdruck von Irritation um Mishas Mund und Augen. »Weil ich mit dem Gedanken aufgewachsen bin, dass mein Vater ein egoistischer, dreckiger Streikbrecher ist. Was er getan hat, hat meine Mutter aus ihrer eigenen Dorfgemeinschaft vertrieben. Deshalb wurde ich auf dem Spielplatz und später in der Schule angegriffen. Ich dachte, ein Mann, der seine Familie so im Stich ließ, würde sich kaum die Mühe machen, sich um seinen Enkel zu kümmern.«

»Er hat Geld geschickt«, stellte Karen fest.

»Hier und da ein paar Pfund. Blutgeld«, erwiderte Misha.  
»Wie gesagt, meine Mum hat es nicht angerührt. Sie hat es verschenkt. Ich hatte nie einen Nutzen davon.«

»Vielleicht hat er versucht, sich mit Ihrer Mum zu versöhnen. Eltern sprechen nicht immer mit uns über unbequeme Wahrheiten.«

Misha schüttelte den Kopf. »Sie kennen meine Mum nicht. Selbst jetzt, da Lukes Leben in Gefahr ist, ist es ihr nicht recht, dass ich versuche, meinen Dad zu finden.«

Karen dachte zwar, das sei ein ziemlich schwacher Grund dafür, einen Mann zu meiden, der vielleicht die Zukunft eines Jungen retten konnte. Aber sie wusste, welche tiefen Gefühle es in den alten Bergwerksgemeinden gab. So ließ sie es dabei bewenden. »Sie sagen, er war nicht dort, wo er sein sollte. Was ist passiert, als Sie nach ihm gesucht haben?«

Jenny Prentice holte einen Beutel Kartoffeln aus dem Gemüsefach und begann sie zu schälen, den Oberkörper über die Spüle gebeugt, den Rücken ihrer Tochter zugewandt. Mishas Frage hing unbeantwortet zwischen ihnen und erinnerte sie beide an die Barriere, die die Abwesenheit des Vaters von Anfang an zwischen ihnen errichtet hatte. Misha versuchte es noch einmal. »Ich sagte ...«

»Ich hab dich schon gehört. Meine Ohren sind in Ordnung«, unterbrach sie Jenny. »Und die Antwort ist, ich hab nicht die geringste Ahnung. Wie soll ich wissen, wo man nach dem egoistischen Drecksack von Streikbrecher suchen könnte? Wir sind die letzten zweiundzwanzig Jahre ohne ihn klargekommen. Es gab nie einen Grund, nach ihm zu suchen.«

»Aber jetzt gibt es einen.« Mischa starrte auf die runden Schultern ihrer Mutter. Das schwache Licht, das durch das kleine Küchenfenster hereinfiel, betonte die Silberfäden in ihrem ungefärbten Haar. Sie war kaum über fünfzig, schien aber das mittlere Alter übersprungen zu haben und direkt auf die gebeugte Haltung einer verletzlichen alten Frau zusteuern. Es war, als hätte sie vorausgesehen, dass dieser Angriff eines Tages kommen würde, und hätte beschlossen, ihr bedauernswertes Aussehen zu ihrer Verteidigung einzusetzen.

»Er wird uns nicht helfen«, erklärte Jenny verächtlich. »Er hat doch gezeigt, was er von uns hielt, als er wegging und uns die Suppe auslöffeln ließ. Er hat immer nur für sich selbst gesorgt.«

»Vielleicht. Aber wegen Luke müssen wir es trotzdem versuchen«, beharrte Misha. »War auf den Kuverts mit dem Geld nie ein Absender vermerkt?«

Jenny schnitt eine geschälte Kartoffel in der Mitte durch und warf sie in einen Topf mit Salzwasser. »Nein. Er machte sich nicht mal die Mühe, einen kurzen Brief in den Umschlag zu stecken. Nur ein Bündel dreckige Geldscheine, das war alles.«

»Und die Männer, mit denen er wegging?«

Jenny warf Misha kurz einen vernichtenden Blick zu. »Was mit denen war? Sie haben sich hier in der Gegend nie mehr sehen lassen.«

»Aber manche von ihnen haben doch hier oder in East Wemyss noch Familie. Brüder, Cousins. Vielleicht wissen die etwas über meinen Vater.«

Jenny schüttelte entschieden den Kopf. »Seit er gegangen ist, habe ich nie jemand von ihm sprechen hören. Kein Wort, weder gut noch böse. Die andern Männer, mit denen er ging, waren nicht seine Freunde. Der einzige Grund, mit ihnen zu fahren, war, dass er kein Geld hatte, auf eigene Faust in den Süden zu kommen. Er hat sie wahrscheinlich ausgenutzt, genau wie uns, und ist dann, kaum angekommen, einfach seinen eigenen Weg gegangen.« Sie warf noch eine Kartoffel in den Topf und erkundigte sich ohne große Begeisterung: »Willst du zum Abendessen bleiben?«

»Nein, ich hab noch zu tun«, antwortete Misha ungeduldig, weil ihre Mutter ihre Suche nicht ernst nahm. »Es muss doch jemanden geben, mit dem er Kontakt gehalten hat. Mit wem hätte er wohl gesprochen? Wem hätte er von seinen Plänen erzählt?«

Jenny richtete sich auf und stellte den Topf auf den almodischen Gasherd. Jedes Mal wenn Misha und John zur Ze-

remonie des Sonntagsessens Platz nahmen, boten sie an, den angeschlagenen und abgenutzten Herd zu ersetzen. Aber wie jedes andere freundliche Angebot lehnte Jenny auch dies mit der gleichen irritierenden Opfermiene ab. »Da hast du ebenfalls kein Glück«. Sie ließ sich auf einem der zwei Stühle nieder, die in der engen Küche zu beiden Seiten des winzigen Tisches standen. »Er hatte nur einen richtigen Freund. Andy Kerr. Er war ein strammer Kommunist, der Andy. Ich sag dir, 1984 gab es nicht mehr viele, die noch die rote Fahne hochgehalten haben, aber Andy gehörte dazu. Er war schon lange vor dem Streik Gewerkschaftsfunktionär. Er und dein Vater waren schon seit der Schule beste Freunde.« Ihr Gesichtsausdruck wurde für einen Moment etwas weicher und ließ Misha fast die junge Frau erkennen, die sie einmal gewesen sein musste. »Die hatten immer was vor, die beiden.«

»Und wo kann ich diesen Andy Kerr finden?« Misha saß ihrer Mutter gegenüber und hatte ihr Vorhaben zu gehen vorübergehend aufgegeben.

Das Gesicht ihrer Mutter verzog sich zu einer bitteren Grimasse. »Der arme Kerl. Wenn du Andy findest, bist du wirklich ein guter Detektiv.« Sie beugte sich vor und tätschelte Mishas Hand. »Er gehört auch zu den Opfern deines Vaters.«

»Wie meinst du das?«

»Andy hat deinen Vater bewundert. Er hielt große Stücke auf ihn. Der arme Andy. Der Streik hat ihn furchtbar in die Klemme gebracht. Er glaubte an den Streik und an den Kampf. Aber es brach ihm das Herz, mit ansehen zu müssen, welche Not seine Männer zu ertragen hatten. Er war am Rande eines Nervenzusammenbruchs, und der leitende Funktionär hier am Ort zwang ihn, kurz bevor dein Vater

sich aus dem Staub machte, sich krankzumelden. Danach hat ihn nie wieder jemand gesehen. Er hat irgendwo draußen in der Pampa gelebt, deshalb hat niemand bemerkt, dass er fort war.« Sie stieß einen langen müden Seufzer aus. »Er hat deinem Vater eine Postkarte von irgendwo oben im Norden geschickt. Aber der war natürlich schon als Streikbrecher unterwegs und hat sie nie bekommen. Als Andy später zurückkehrte, hinterließ er einen Brief für seine Schwester, in dem er schrieb, er könne es nicht mehr aushalten. Hat sich umgebracht, der arme Kerl.«

»Was hat das mit meinem Vater zu tun?«, fragte Misha.

»Ich hab immer gedacht, als dein Dad damals zum Streikbrecher wurde, das hat das Fass zum Überlaufen gebracht.« Jennys andächtiger Gesichtsausdruck grenzte an Selbstzufriedenheit. »Das hat Andy den Rest gegeben.«

»Das weißt du doch gar nicht genau.« Misha wischte empört zurück.

»Ich bin nicht die Einzige hier, die das glaubt. Wenn dein Vater sich jemandem anvertraut hätte, dann wäre es Andy gewesen. Und das wäre eine zu schwere Last für seine arme zarte Seele gewesen. Er hat sich das Leben genommen und wusste, dass sein einziger wirklicher Freund alles verraten hatte, wofür er stand.« Mit dieser melodramatischen Feststellung stand Jenny auf und nahm einen Beutel Karotten aus dem Gemüsefach. Es war klar, dass sie zu dem Thema Mick Prentice alles gesagt hatte.

Karen sah verstohlen auf ihre Uhr. Welche guten Eigen-schaften Misha Gibson auch haben mochte, sich kurz zu fassen gehörte nicht dazu. »Andy Kerr erwies sich also wortwörtlich als totes Ende?«

»Meine Mutter glaubt das. Aber anscheinend ist seine Leiche nie gefunden worden. Vielleicht hat er sich doch nicht umgebracht«, sagte Misha.

»Sie tauchen nicht immer wieder auf«, meinte Karen. »Manchmal holt sie das Meer. Oder die Wildnis. Es gibt noch viele unbewohnte Flächen in diesem Land.« Resignation verbreitete sich auf Mishas Gesicht. Karen hielt sie für eine Frau, die wohl fast alles glaubte, was man ihr erzählte. Wenn irgendjemand das wusste, dann war es ihre Mutter. Vielleicht waren die Dinge nicht ganz so klar, wie Jenny Prentice ihre Tochter glauben machen wollte.

»Das stimmt«, gab Misha zu. »Und meine Mutter hat gesagt, er hätte einen Brief hinterlassen. Hat die Polizei den wohl noch?«

Karen schüttelte den Kopf. »Das bezweifle ich. Wenn wir ihn überhaupt jemals hatten, ist er wahrscheinlich an seine Familie zurückgegeben worden.«

»Hätte es eine gerichtliche Untersuchung gegeben? Ob man ihn dazu vielleicht gebraucht hätte?«

»Sie meinen die Untersuchung eines tödlichen Unfalls«, stellte Karen klar. »Nicht ohne Leiche, nein. Wenn es überhaupt Unterlagen gibt, dann eine Vermisstenakte.«

»Aber er ist doch nicht vermisst. Seine Schwester hat ihn für tot erklären lassen. Ihre Eltern sind beide bei dem Fähr-

unglück bei Zeebrügge umgekommen. Anscheinend hatte ihr Vater sich immer geweigert zu glauben, dass Andy tot sei, deshalb hatte er sein Testament nicht so geändert, dass die Schwester das Haus erhielt. Sie musste vor Gericht gehen und Andy für tot erklären lassen, damit sie das Erbe antreten konnte. Das hat jedenfalls meine Mutter erzählt.« Nicht einmal die Andeutung eines Zweifels war auf Mishas Gesicht zu sehen.

Karen machte sich eine Notiz *Andy Kerrs Schwester* und fügte ein kleines Sternchen hinzu. »Wenn sich also Andy umgebracht hat, sind wir wieder beim Streikbrechen als einziger vernünftiger Erklärung für das Verschwinden Ihres Vaters. Haben Sie versucht, mit den Männern Kontakt aufzunehmen, mit denen er weggegangen sein soll?«